

Interview mit Aids-Hilfe-Präsidentin Monique Bauer:

«Die Kirche muss die Aids-Hilfe ergänzen»

Aids geht alle an, Aufklärung tut not. Nur: Wie sage ich es meinem Kinde? Monique Bauer von der Aids-Hilfe Schweiz schildert die Schwierigkeiten mit den Stop-Aids-Kampagnen.

SCHWEIZER WOCHEN: Monique Bauer, eine neue Serie von Stop-Aids-Plakaten hängt in unseren Strassen: Städtesilhouetten mit einem Präservativ-Mond, ein Liebespaar am Strand mit der untergehenden Präservativ-Sonne und kurze, prägnante Wörter mit einem Präservativ-O. Wie sind die Reaktionen auf diese Plakate ausgefallen?

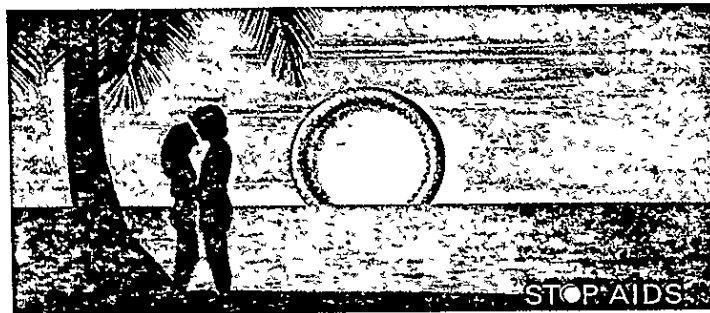
Monique Bauer: Im allgemeinen positiv

Einzelne Verkehrsdirektoren waren aber nicht ganz glücklich, dass ausgerechnet ihre Stadt in Zusammenhang mit Aids gebracht wurde.

Bauer: Eine solche Reaktion finde ich lächerlich und kleinlich. Heute wissen wir, dass Aids alle angeht: Männer, Frauen, Homosexuelle, Fixer, Prostituierte, Kinder und Erwachsene auf der ganzen Welt. Da kann sich keiner mehr raushalten.

Anlass zu Kritik gaben auch die Wörter mit dem Präservativ-O wie «momoll», «bravo», oder «olé». Zu salopp seien diese Sprüche; sie würden zu einer Verharmlosung des Problems führen.

Bauer: Davon kann nicht die Rede sein. Aber um junge Leute zu erreichen,



die ja einen wichtigen Teil unseres Zielpublikums ausmachen, müssen wir ihre Sprache sprechen. Plakate, die zu serios daherkommen, werden von ihnen schlicht nicht beachtet

Vor allem kirchliche Kreise reagierten seinerzeit sehr heftig auf die Propagierung des Präservativs. Von Aufforderung zum Seitensprung war die Rede. Dessen ungeachtet thront das Präservativ jetzt wieder auf allen Plakaten.

Bauer: Schauen Sie, unsere Kampagne muss vor allem eines sein: Sie muss wirksam sein, und zwar innerhalb der gesamten Bevölkerung. Das heisst, unsere Botschaft muss offen, klar und eindeutig sein. Sie darf nichts verschleiern, also muss sie den Gebrauch des Präservativs propagieren...

...was sicherlich wieder

kirchlichen Unmut hervorgerufen hat.

Bauer: Ich habe vor kurzem ein zweistündiges Gespräch mit Monseigneur Mamue, dem Bischof von Genf, Fribourg und Lausanne, geführt. Ich wusste, dass ihm unsere Plakate schockiert hatten. Daraufhin habe ich ihm den Ernst der Lage erklärt und ihm von den mehr als 200 aidskranken Kindern und den zwischen 20000 und 30000 aidspositiven Erwachsenen in der Schweiz erzählt. Ich glaube, er war sehr beeindruckt.

Ist die Kirche also am Umdenken im Zusammenhang mit Aids?

Bauer: Sowohl die reformierte wie die katholische Kirche haben Kommissionen gebildet, um ihr Vorgehen zu überdenken. Eine katholische Botschaft, die zu Solidarität mit den Aids-

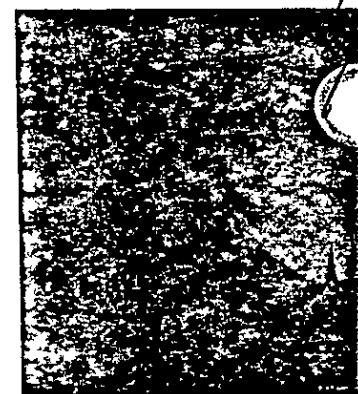


Monique Bauer: <

Positiven und -Kranken aufruft, wurde bereits vor einem Jahr publiziert. Da liegt meiner Meinung nach auch die Rolle, die die Kirche spielen muss: Sie muss Kranke begleiten, ihnen Hoffnung spenden und sie auf den Tod vorbereiten. Das ist die sinnvolle Ergänzung zur Arbeit der Aids-Hilfe.

Als Zugeständnis an kirchliche Kreise propagierten Stop-Aids-Plakate eine Zeitlang auch die eheliche Treue: «Bliib treu!» lautete der Slogan – allerdings nur für kurze Zeit. Ist eine solche Aufforderung in der heutigen Zeit wirkungslos?

Bauer: Oh, nein. Ich glaube, und Zahlen belegen es be-





für die Aids-Kranken verantwortlich.»

reits, dass viele Leute Aids als Warnung verstanden haben. Man geht nicht mehr bei der ersten Gelegenheit mit einer fremden Person ins Bett. Die Treue ist tatsächlich der beste Schutz vor dieser schrecklichen Krankheit.

Die Stop-Aids-Kampagne läuft seit rund eineinhalb Jahren. Ist die Schweizer Bevölkerung heute besser aufgeklärt über Aids?

Bauer: Ganz bestimmt. Aber es reicht immer noch nicht. Es ist absolut ungenügend, dass erst 28 Prozent der Jungen um zwanzig regelmässig ein Präservativ benutzen.

Müsste man die Aufklä-



Ringie

rungsarbeit an den Schulen verstärken?

Bauer: Unbedingt. In vielen Schulen gibt es bereits Kurse über Sexualität und Aids. Aber noch nicht in allen Kantonen. Ich halte es für wünschbar, dass ein spezielles Schulfach eingerichtet wird.

Und wie steht's mit den Beratungsstellen?

Bauer: Zurzeit haben wir 19 in der ganzen Schweiz. Das Problem ist, dass sie je nach Standort sehr unterschiedlich finanziert werden. In Bern wird die Stelle grosszügig unterstützt, soviel ich weiss auch von der Kirche. In anderen Kantonen bekommen die Beratungsstellen nichts. Ich will nicht schon wieder sagen, das seien die katholischen Kantone, aber es ist leider so. Man kehrt das Thema Aids unter den Teppich, man will nichts davon wissen. Das halte ich für eine grosse Gefahr.

Bisher hat sich die Arbeit der Aids-Hilfe auf die Prävention konzentriert. Je länger, desto dringender wird die Aufklärung, wie wir mit aidskranken Mitmenschen umzugehen haben.

Bauer. Im nächsten Jahr wird unsere Arbeit ganz im Zeichen der Solidarität mit Aids-Positiven und -Kranken stehen. In Genf, Basel und Zürich bereitet man schon jetzt Häuser vor, in denen Kranke empfangen und betreut werden. Wir nennen diese Einrichtungen «Empfangshäuser».

Wird auch die neue, im Herbst startende Stop-Aids-Kampagne, an der 80 prominente Schweizer und Schweizerinnen teilnehmen, in diese Richtung zielen?

Bauer: Teilweise. Diese Prominenten aus Politik, Sport, Kultur – wie zum Beispiel Bundesrat Cotti oder ich – werden mit ihrem Foto und ein, zwei Sätzen zu Aids abgebildet sein. Die einen rufen zu Solidarität auf, andere sprechen von der Prävention.

Sie sind jetzt seit acht Monaten Präsidentin der Aids-Hilfe Schweiz. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?

momoll

STOP AIDS

Bauer: Ich lebe in einer Umgebung, die an medizinischen Fragen interessiert ist: Mein Gatte, mein Bruder, eine meiner Töchter und einer meiner Schwiegersöhne sind Ärzte. So wusste ich in etwa, was mit diesem Amt auf mich zukommt. Ich hatte auch als Parlamentarierin mehrere Symposien zum Thema Aids besucht. Trotzdem muss ich heute sagen: Es ist nicht leicht, diese Aufgabe zu erfüllen. Zum einen bin ich taglich konfrontiert mit unsaglichem Leid, dem wir ohne Impfstoff oder Therapiemöglichkeiten begegnen müssen, und zum anderen

Persönlich

Monique Bauer wurde am 1. Dezember 1922 in Genf geboren. Sie hat nach dem Besuch des Gymnasiums pädagogische und literarische Studien an der Universität Genf betrieben.

Sie ist verheiratet, hat drei Töchter und lebt in Onex bei Genf. Die ehemalige Ständerätin kämpft für «mehr Gerechtigkeit, für eine bessere Güterverteilung zwischen Nord und Süd und für den Frieden» und ist empört über die restriktive Schweizer Asylpolitik. Ihren Garten und ihre vielen Pflanzen bezeichnet sie als ihr Hobby.

habe ich noch für kein Amt so viel Zeit investiert. Manchmal bin ich fünfmal pro Woche für die Aids-Hilfe unterwegs.

André Ratti, der inzwischen verstorbene Gründer der

Aids-Hilfe, hatte einen direkten Bezug zu den Problemen. Welchen Bezug zu Aids haben Sie persönlich?

Bauer: In meinem Bekanntenkreis gibt es Leute, die an Aids erkrankt sind und mit denen ich stark mitfühle. Zudem habe ich Enkel und Enkelinnen, die mit diesen Fragen konfrontiert sind. Ich habe auch Kontakte zu Homosexuellen und Prostituierten. Schon seit eh und je interessieren mich humanitäre Fragen, und ich fühle mich verantwortlich für die Betroffenen, seien dies Flüchtlinge, Zigeuner oder Aids-Kranke.

Interview: Barbara Lukesch